

Adem Öztürk wuchs nicht unter den alleridealsten Umständen auf. Seine deutsche Mutter läuft vor dem immer fanatischer werdenden türkischen Vater davon, der an dem schwächlichen, schwachen Sohn keine rechte Freude hat. Aber beim Militärdienst in der Türkei hat Adem Glück, als er aus Versehen einen hochrangigen kurdischen Soldaten erschießt. Er wird belobigt und soll in Deutschland einen Neonazi jagen. Aber in diesem Roman ist nichts, was es scheint. Der Kurde war ein Doppelagent, der Nazi entpuppt sich als V-Mann des BND („viel rechtsradikaler als die wahren Rechtsradikalen“), die – vielen – Toten nehmen munter am weiteren Romangeschehen teil. Und, ja, wer ist eigentlich Adem?

STEVEN UHLY, 1964 in Köln geboren, ist deutsch-bengalischer Abstammung, dabei teilverwurzelt in der spanischen Kultur. Er studierte Literatur, leitete ein Institut in Brasilien, übersetzt Lyrik und Prosa aus dem Spanischen, Portugiesischen und Englischen. Er lebt mit seiner Familie in München. Bei btb ist bereits sein Debütroman *Mein Leben in Aspik* (74347) erschienen.

Steven Uhly

Adams Fuge

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2013,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright 2011 by Seccession Verlag für Literatur, Zürich
Umschlaggestaltung: semper smile, München.
Umschlagmotiv: © fotolia / Ralf Gosch
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
SK · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74361-2

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

»Im Tod ist man niemand mehr.«

Ananda

Ich hatte einmal einen echten Namen, einen, den mein Vater mir gab und nicht ein dicker Vorgesetzter, der mich zuerst belog und anschließend verriet. Ich hieß Adem Öztürk, war ein Mensch mit einer wahren Lebensgeschichte und bewohnte ganz legal ein Kinderzimmer in der Wohnung meines Vaters im Herzen von Sincan, einem Vorort von Ankara, dessen Hässlichkeit mir stets als Beweis für die Schwere meines Schicksals diente. Nun jedoch, im Lichte all dessen, was mir widerfahren ist, sage ich: »Sincan«, und das Wort schmeckt bittersüß nach verlorenem Paradies.

Wo soll ich anfangen? Am besten da, wo alles begann, und zwar in Deutschland. Als meine Mutter es leid war, sich von unserem Vater verprügeln zu lassen, weil sie keine Türkin war und sich deshalb auch nicht so verhielt, nutzte sie einen ihrer gelegentlichen Krankenhausaufenthalte zur Flucht aus unserem Leben. Ich erinnere mich noch genau an jenen Tag. Nachdem unser Vater eine Woche lang wütend gewesen war und behauptete, unsere Mutter würde nur simulieren, besann er sich eines Besseren und fasste den Entschluss, sich mit ihr zu versöhnen. Er zog seinen einzigen Anzug an, und auch wir Kinder, Çem, Faruk, Nevin und ich, sahen aus, als wären wir auf dem Weg in die Moschee. Auf Anraten Nevins kaufte er unterwegs einen Blumenstrauß, den er nun etwas unbeholfen in seinen breiten Automechanikerhänden hielt.

Noch bevor wir ihr Zimmer betreten konnten, fing uns die Stationsschwester ab und eröffnete ihm, seine Frau habe das Krankenhaus in der Nacht zuvor auf eigene Verantwortung verlassen. Sie sagte: »Trotz des schweren Sturzes«, und warf ihm einen seltsamen Blick zu. Unser Vater verharrte einen Augenblick reglos und starrte sie an, als hätte er nicht richtig verstanden. Auch wir erstarrten, denn wir kannten diese Momente. Wie in Zeitlupe hob er den Arm, während er die Stationsschwester ansah, als wäre sie schuld an allem, und schleuderte den Blumenstrauß zu Boden. Brüllend forderte er sie auf, ihm mitzuteilen, wo unsere Mutter sich befand. Dass sie es nicht wusste, schien ihm kaum glaubhaft. Fast hätte er sie verprügelt, so wütend und verzweifelt war er.

Damals war ich acht Jahre alt. Wir lebten in Mannheim.

Ich war traurig und vermisste meine Mutter sehr. Meine Schwester Nevin war zehn, und obwohl sie selbst vielleicht am meisten litt, kümmerte sie sich um mich wie eine kleine Mama. Dafür werde ich ihr immer dankbar sein. Çem und Faruk, unsere großen Brüder, versuchten, sich nichts anmerken zu lassen, denn unser Vater verlangte von ihnen den Schulterchluss unter Männern. Er wurde nicht müde, uns zu sagen, unsere Mutter hätte uns alle im Stich gelassen und müsse bestraft werden. Wir hatten keine Vorstellung von dieser Strafe und unser Vater machte keine Ausführungen. Doch wir befürchteten das Schlimmste.

Damit die Gerechtigkeit sie möglichst schnell erteilte, unternahm unser Vater in den folgenden Monaten regelmäßige Streifzüge durch die Stadt, in der Hoffnung, seine flüchtige Frau

aufzuspüren. Einige türkische Arbeitskollegen unterstützten ihn tatkräftig dabei. Nach Feierabend trafen sie sich bei uns zu Hause und besprachen ihren Einsatzplan. Manchmal hörten wir ihnen zu, wenn sie miteinander im Wohnzimmer sprachen, bevor sie sich aufmachten. Ihre Reden vermittelten uns den Eindruck, dass Deutschland ein Dschungel voller ansteckender Krankheiten war, gegen die sie mit dem Mut der Unerschrockenen zu Felde zogen. Ab und zu mussten Çem und Faruk sie begleiten. Dann zogen sie los wie Verurteilte. Wir hofften stets, dass sie unverrichteter Dinge zurückkämen.

Einen Monat nach ihrem Verschwinden sahen wir unsere Mutter wieder. Nevin und ich machten uns gerade auf den Weg von der Schule nach Hause, als sie plötzlich vor uns stand. Sie hatte mehrere Pflaster im Gesicht und man sah immer noch einige grüne und blaue Schatten um ihre Augen. Sie strahlte uns an und umarmte uns stürmisch. Wir weinten vor Freude und glaubten, alles würde nun gut werden. Sie sagte: »Bald werden wir wieder zusammen sein.« Von da an trafen wir sie regelmäßig, und auch Çem und Faruk, die immer noch mit unserem Vater auf die Jagd nach ihr gingen, besuchte sie an der Realschule. Von unserem Vater sprach sie kein einziges Wort, und wir fragten nicht nach, denn wir wussten ja Bescheid.

Ein Jahr lang ging alles gut. Doch als meine Mutter mir zum Geburtstag ein Handy schenkte, damit wir telefonieren könnten, war ich so begeistert, dass ich es meinem Vater zeigte. Ich erzählte ihm, ich hätte es gefunden. Er nahm mir das Handy ab, wählte die einzige Nummer, die dort gespeichert war, und erkannte die Stimme seiner Frau. Die Worte, mit denen er sie beschimpfte, werde ich nicht wiedergeben, doch sie haben

sich mir tief eingepägt. Natürlich legte meine Mutter schnell wieder auf, und das machte ihn umso wütender. Er gab mir so viele schallende Ohrfeigen in mein erschrockenes Gesicht, dass ich ihm alles über meine geheimen Treffen mit unserer Mutter erzählte. Von da an wurde es schwieriger für sie, uns zu sehen, denn unser Vater nutzte jede freie Minute, um unser Leben zu überwachen. Wir sahen sie nun unregelmäßiger und an Orten, wo nicht einmal wir mit ihr rechnen konnten.

Irgendwann verschwand unsere Mutter ganz aus unserem Leben. Ich kenne nicht einmal den genauen Zeitpunkt, an dem ihr Verschwinden begann. Wann und wo geschah es zum ersten Mal, dass sie da sein wollte und nicht da war? Und warum? Heute habe ich eine vage Vorstellung von den Ereignissen jener Zeit. Damals aber vergingen Wochen, ehe wir uns vergewisserten, dass keines von uns Kindern sie gesehen hatte.

Fortan lebten wir von der ständigen Hoffnung, sie plötzlich wiederzusehen, ja, unsere kleine Mannheimer Alltagswelt wurde zu einem Rätsel voller Zeichen, die alle auf die Anwesenheit unserer Mutter hinweisen konnten und es wirklich taten – zumindest dachten wir das. So wurden wir zu Fährtenlesern des Unsichtbaren, die Hoffnung wurde unser heimlicher Begleiter und die Möglichkeit der freudigen Überraschung ein chronischer Zustand.

In dieser Zeit erwachte in unserem Vater eine tiefe Spiritualität. Nun, in der Blüte seiner Jahre, beschloss er, noch einmal ganz neu zu beginnen und fortan auf Gottes Pfaden zu wandeln. Immer häufiger nahm er uns mit in die Mannheimer Moschee, die damals neu gebaut worden war. Dort muss ein

Entschluss in ihm gereift sein, der uns unerwartet traf, als er ihn in die Tat umsetzte. Zwei Jahre nach der Flucht unserer Mutter setzte er uns in seinen alten Mercedes, den er liebevoll hegte und pflegte, und führte uns in die gelobte Türkei, wo ein Mann noch ein Mann war und eine Frau noch seine Frau. Er hörte auf, Automechaniker zu sein, besuchte eine Koranschule und machte eine Ausbildung zum staatlich geprüften Imam. Schreien konnte er immer schon gut, nun aber wurde seine Stimme geschliffen und erhielt ein erhabenes Timbre, das ihm gut stand, wenn er in der kleinen Betonmoschee, drei Blocks von unserer Wohnung entfernt, vorbetete.

Unsere Mutter sahen wir nicht mehr wieder, und weil Vater uns verbot, sie zu vermissen, vermissten wir sie bald nicht mehr. Es war, als wäre sie gestorben und als gäbe es ein Grab in mir, das ich besuchen konnte. Anfangs ging ich häufig dorthin. Später aber mied ich diesen Ort. Nur unsere Schwester konnte nichts gegen ihre Trauer tun, was dazu führte, dass unser Vater nun sie verprügelte, weil er glaubte, dass es noch nicht zu spät war, aus ihr eine echte Türkin zu machen. Wir Jungen mischten uns nicht in diese Sache ein und es fiel uns kaum auf, dass wir, wann immer wir sicher sein konnten, nicht von unserem Vater gehört zu werden, deutsch miteinander sprachen. Ja, Deutsch wurde geradezu unsere Geheimsprache.

Als Nevin dick wurde und es aufgab, unsere Mutter zu vermissen, sah unser Vater den Zeitpunkt gekommen, sie mit einem Geschäftspartner zu verheiraten. Der Mann war Gebets-teppichhändler, roch nach Magen aus dem Mund und wohnte gegenüber unserer Wohnung, auf der anderen Seite der großen Schnellstraße, hinter den sechs Bahngleisen und gleich an

der dahinter verlaufenden Durchgangsstraße. Von unserem Wohnzimmerfenster aus konnten wir sein Wohnzimmerfenster sehen, was wir natürlich erst in dem Augenblick lustig fanden, als unsere Schwester dort einzog und wir sie jeden Tag lange dort stehen sahen. Ich beobachtete sie ein paarmal mit dem Fernglas, weil ich sie vermisste, obwohl das verboten war, und wurde deshalb zufällig Zeuge ihres Unfalls. Erst erschien sie am Fenster, dann tauchte hinter ihr ihr Mann auf und dann fiel sie aus dem Fenster und schlug mit dem Kopf drei Stockwerke tiefer auf dem Bürgersteig der Durchgangsstraße auf. Der Gebetsteppichhändler war in Trauer, mein Vater war in Trauer und wir waren es natürlich auch. Ich erzählte niemandem davon, dass ich das tragische Ereignis sozusagen live miterlebt hatte, es hätte nur den Zorn unseres Vaters auf mich gezogen und unsere Schwester wäre dadurch auch nicht wieder lebendig geworden. Ich erinnere mich gut an ihre Beerdigung auf dem Friedhof von Sincan. Es waren viel mehr Leute gekommen, als ich erwartet hatte. Die Sippe des Gebetsteppichhändlers stand dort, zahlreich und geballt wie ein Stoßtrupp, Nachbarn und Moscheegänger hatten sich eingefunden, ob aus Neugier oder Anteilnahme kann ich nicht sagen. Meine Brüder, der Gebetsteppichhändler und unser Vater trugen den Sarg zu Grabe und als sie ihn hinabließen in das Erdloch, war mir plötzlich zum Kichern zumute. Wie kindisch!, dachte ich, als dächte ich es über jemand anderen, und dieser Trick sollte das Kichernwollen vertreiben. Aber es verschwand nicht. Es wurde stärker. Ich verkniff meinen Mund, ich spannte alle Muskeln an, um es zu unterdrücken, während der Sarg langsam und etwas ruckartig im Boden verschwand. Alle waren ernst, alle schwiegen. Meine Brüder wirkten gefasst, mein Vater etwas abwesend. Neben ihm der Gebetsteppichhändler starrte stumm ins Grab. Und

ich presste mir beide Hände auf den Mund, um das Kichern darin einzusperren. Es wurde auch nicht besser, als die Männer sich daran machten, das Grab mit Erde aufzufüllen. Erst, als die Zeremonie beendet war, konnte ich aufatmen. Natürlich schämte ich mich für mein Betragen, das allerdings niemandem außer mir selbst aufgefallen war, ja, ich bin mir sicher, dass alle dachten, ich hätte versucht, nicht in Tränen auszubrechen.

Nach Nevins Begräbnis ging das Leben weiter wie gewohnt. Unser Vater widmete sich ganz seinen Aufgaben als beamteter Seelenhüter und sorgte nebenbei dafür, dass seine Schäfchen die Gebetsteppiche am liebsten bei dem Witwer seiner armen Tochter erwarben. Wir Jungen schlugen uns ausgiebig mit allen Schulkameraden, die glaubten, wir seien in Wirklichkeit gar keine Türken, sondern die Kinder einer deutschen Hure. Wenn wir gemeinsam antraten, gelang es uns meistens, unsere Widersacher von ihrem Irrtum zu überzeugen. Anders war es, wenn einer von uns allein zurechtkommen musste, was leider nur mir geschah. Meine Brüder sind zweieiige Zwillinge, der eine, Faruk, hünenhaft und blond, Çem, der Erstgeborene, kleiner und schwarzhaarig, beide aber furchtlos, athletisch und handwerklich begabt, eine Freude für unseren Vater, der in ihnen die Fortsetzung seiner Linie erkannte. Ich dagegen war ein Spätentwickler, klein und schwächling, ohne jedes Interesse für körperliche Ertüchtigung, mit einem Hang zur Feigheit. Wenn meine Kameraden mir nach der Schule auflauerten und mich nach dem beruflichen Werdegang unserer Mutter befragten, gestand ich sofort, anstatt mich verprügeln zu lassen. Anschließend stand ich bereitwillig still, um meinen Mitschülern Zeit zu geben, mich gründlich von oben bis unten zu bespuken,

bevor sie fröhlich schwatzend und lachend weiterzogen. Wenn ich anschließend nach Hause kam und mein Vater mich sah, bevor ich die Kleider wechseln konnte, holte er allerdings Schlag für Schlag nach, was meine Schulkameraden versäumt hatten. Ich wusste, er wollte nur das Beste für mich, und ich war zu jung, um über die Wahl der Mittel mit ihm zu diskutieren. Meine Brüder hielten sich heraus.

An jedem Wochenende fuhren wir aufs Land zu unseren Großeltern. Sie hatten einen Bauernhof zehn Kilometer westlich in einem kargen Kaff, an dessen Namen ich mich leider erinnere. Dort hielten sie Ziegen und Schafe. Manchmal erzählten sie aus Vaters Kindheit. »Als euer Vater klein war, da war er kaum zu bändigen«, sagte Großvater Samir eines Abends, als wir am Herdfeuer versammelt waren. »Alles musste er anfassen.« Großvater lachte gutmütig. »Seine Mutter wusste sich nicht zu helfen, nicht wahr, Defne, mein Täubchen?« Großmutter, eine kleine, rundliche Frau mit Knollennase und kaputten Hüftgelenken, lächelte lieb. »Damals«, fuhr Großvater fort, »gab es plötzlich diese großen Küchentücher aus Papier. Und als sie die erste Rolle aufgebraucht hatte, kam ihr die Idee, eurem Vater die Papprolle über den Arm zu streifen. Sie probierte es aus, und sie passte ihm wie angegossen.« Er lachte laut und Vater lachte mit. »Dann kaufte sie noch eine und wartete geduldig, bis auch diese aufgebraucht war. Von da an hatten wir unsere Ruhe!« Faruk und Çem glucksten vor Vergnügen, Großvater und Großmutter lachten, Vater lachte und ich sah vor mir ein Baby, das anstelle von Armen und Händen zwei Papprollen hatte.

Die Ausflüge zu unseren Großeltern fanden mit unverrückbarer Regelmäßigkeit statt. Faruk und Çem fühlten sich dort sehr wohl, sie trieben die Ziegen und Schafe vor sich her, halfen Großvater, das kleine Feld hinter dem Haus zu bestellen, und tobten mit den Nachbarskindern herum. Ich tobte mit, verletzte mich aber so oft, dass Vater eines Tages entschied, das Toben sei nichts für mich. Fortan musste ich ihn begleiten. Er saß tagsüber in dem einzigen Café des Ortes mit den Männern und debattierte über wichtige Dinge, die ich nicht verstand. Ich saß dabei und hörte zu und hörte weg und träumte vor mich hin und malte mir aus, ich sei wie meine Brüder. Am liebsten wie Çem, denn er sah türkisch aus wie ich, aber er war bärenstark. Außerdem war er derjenige, der immer bestimmte. Wenn ich aber zu Çem würde, wäre ich nicht mehr Adem. Deshalb beschloss ich, dass ich nur dann Çem war, wenn ich gerade nicht Adem sein wollte. Als Çem könnte ich auch gemeinsam mit Faruk nach der Schule die Mädchen aus der Mädchenschule treffen und müsste nicht allein nach Hause gehen. Das war eine gute Lösung, fand ich. Damals fiel mir nicht auf, dass dann aber niemand Adem wäre.

Ein paar Jahre später wollte ich nicht mehr Çem sein, sondern Spiderman, denn der war einerseits wie ich und andererseits war er mutig und fast unschlagbar. Meine Brüder hielten es eher mit Superman (Çem) und Batman (Faruk). Unser Vater durfte nicht wissen, dass wir amerikanische Comics lasen, deshalb taten wir es nur in der Schule. Er redete immerzu von Allah, zwang uns, fünf Mal am Tag zu beten, und verbot uns, in seiner Gegenwart über alles zu sprechen, was nicht gottgefällig war. Und das war fast alles, was uns durch den Kopf ging. Deshalb sprachen wir nicht besonders viel miteinander zu Hause.

Als Çem und Faruk achtzehn wurden, fingen sie an, gerne mit Vater in die Moschee zu gehen und dort mit den anderen Männern über weltbewegende Dinge zu debattieren, von denen ich immer noch nichts verstand. Vor allem Çem liebte die endlosen Diskussionen. Er saß mit leuchtenden Augen auf seinem Hocker, gestikulierte wild und redete so laut, dass die Alten grinsen mussten über seinen Eifer. Unser Vater war so erfreut über diese Entwicklung, dass er mir ein wenig mehr Freiheit ließ. Oft saß ich dann allein zu Hause und las Bücher. Ich las sehr viel in jener Zeit, und ich las wahllos. Auf halbem Weg nach Ankara, in Inönü, gab es eine Zweigstelle des Goethe-Instituts, wo Oberstufenprüfungen abgehalten wurden. Dort arbeitete ein frustrierter Deutschtürke namens Celik, der sich fragte, wie es kam, dass er nie in den wichtigen Städten dieser Erde landete. Er war in Potsdam aufgewachsen und wäre gern nach Istanbul gegangen. Ich hatte ihn kennengelernt, als ich an einem Nachmittag unerlaubterweise in die Instituts-Zentrale nach Ankara gefahren war, um mir deutsche Bücher auszuleihen. Celik sagte: »Aus Sincan kommst du? Dann komm das nächste Mal zu mir, ist viel näher. Du rufst mich montags hier an, mittwochs bin ich in Inönü, du kommst hin, ich gebe dir die Bücher, wir unterhalten uns, fertig. Und wenn du sie zurückgeben willst, machen wir es genauso. Was hältst du davon?« Ich war begeistert. Meine Lektüre war verbotenes Schmuggelgut und ich hatte Glück, dass mein Vater nie etwas davon erfuhr.

Als ich achtzehn Jahre alt wurde, schickte mein Vater mich zum Militär, weil er glaubte, höhere Schule und Universität würden meine Verweichlichung nur noch steigern. »Wenn du die Armee überlebst, darfst du studieren«, sagte er gönnerhaft zu mir, und ich fügte mich.

Es war nicht ganz leicht, die Bedingung meines Vaters zu erfüllen, denn in jener Zeit mussten wir ganz im Osten des Landes ein paar aufständische Kurden in ihre Schranken weisen. Man schickte mich gemeinsam mit anderen Jugendlichen auf grünen Lastwagen über staubige Straßen dorthin und gab uns Befehle, die wir gehorsam befolgten. Jahrelang war ich dort stationiert. Die Armee wurde mein Exil und es verging kein Tag, an dem ich nicht Sehnsucht nach meiner Familie hatte. Doch wohin sollte ich gehen? Mein Vater verachtete mich und meine Brüder lebten ihr eigenes Leben. Damals verlor ich fast den Kontakt zu ihnen. Ich wusste nur, dass Çem ein Mädchen aus der Nachbarschaft geheiratet hatte und dass Faruk an der Börse in Istanbul arbeitete. Der Gedanke, meine Mutter zu suchen, kam mir nicht, sie war ein Tabu, an das ich nicht zu rühren wagte, aus Angst vor dem Schmerz, der dort lauerte. Als mein Wehrdienst beendet war, blieb ich einfach bei der Armee und wurde Berufssoldat. Selbst die Urlaube verbrachte ich in der Kaserne.

Dabei hatte ich gar kein Talent für das Soldatenleben. Weder war ich geschickt im Umgang mit der Waffe noch war ich mutig. Während der Nachtübungen schlief ich ein. Aller Drill und selbst schlimmste Strafen änderten nichts daran. Irgendwann hatten meine Vorgesetzten ein Einsehen und ließen mich in einem Büro arbeiten. Dort gab es wenig zu tun, und so konnte ich viel lesen und Filme schauen. Mein Leben wäre vermutlich noch lange, vielleicht ja für immer so ereignislos verlaufen.

Zwei Mal im Jahr aber musste auch ich an den Außeneinsätzen teilnehmen. Einer fand im Winter statt, der andere im Hochsommer.

Dort geschah es, dass ich an meinem sechsundzwanzigsten Geburtstag, fast auf die Stunde genau, zu der ich zur Welt gekommen war, dringend pinkeln musste. Wir waren den ganzen Vormittag marschiert und machten gerade auf einem Felsvorsprung Rast. Die Sonne brannte am Himmel, es war früher Nachmittag und wir schwitzten. Ich verzog mich um die Ecke, um mich zu erleichtern. Dort stand ich plötzlich einer Gruppe von Männern gegenüber, die wie Türken aussahen. Aber sie trugen andere Uniformen. Ich schwankte noch, ob ich strammstehen oder schießen sollte, als mir einer von ihnen das Gewehr aus der Hand nahm und mich an zwei seiner Kollegen weiterreichte, die mit ein paar gezielten Fausthieben in meine Magengegend dafür sorgten, dass ich mir keine Fragen mehr stellen musste. Während ich mich am Boden krümmte und meine Blase entschied, nun sei der richtige Zeitpunkt für die Entleerung gekommen, setzten sich die Männer in Bewegung. Es entstand ein großer Tumult, und als ich mich endlich wieder aufgerappelt hatte und um die Ecke lugte, bot sich mir ein ganz und gar verändertes Bild. Meine Kameraden lagen tot auf dem Felsvorsprung, ihre grünen Uniformen waren an vielen Stellen dunkel angelaufen, unter ihren Körpern breiteten sich Blutlachen aus. Alle Gewehre waren fort und die Angreifer verschwunden. Nachdem ich den ersten Schreck überwunden hatte, wuchs in mir die Sorge darüber, wie ich mein eigenes Überleben rechtfertigen sollte. Da mir nichts Passendes einfiel, schmierte ich mich mit dem Blut eines der Toten ein und legte mich dazu. Es war gewiss das Beste, was ich unter den gegebenen Umständen tun konnte, ich entspannte mich jedenfalls augenblicklich und schlief ein.

Mitten in der Nacht erwachte ich. Unzählige Sterne schienen über mir, eine dünne Mondsichel stand am Horizont, ich fror. Das Blut meiner Kameraden und mein eigener Urin hatten meine Kleidung durchdrungen und waren erkaltet. Was sollte ich tun? Ich zog zweien, die nicht ganz steif und nicht ganz nass waren, die Uniformjacken aus und streifte sie mir über. Dann machte ich mich auf den Weg.

Nichts war zu hören, die karge Berglandschaft war kaum sichtbar. Immer wieder stolperte ich und fiel hin. Ich ging und ging und ging und wusste nicht einmal, in welche Richtung ich ging. Aber Hauptsache, ich ging. Endlich, als ich mich kaum noch auf den Beinen halten konnte, sah ich in der Ferne einen Lichtschein. Das gab mir neue Kraft und so schritt ich voller Hoffnung darauf zu. Als ich näher kam, bemerkte ich ein paar ausgebrannte Lastwagen. Es sah ganz nach einem großen Sieg der türkischen Armee über die Aufständischen aus. Ich wollte gerade zwischen zwei Jeeps hervor in den Lichtschein treten, als ich bemerkte, dass die Männer, die dort versammelt waren, dieselben Uniformen trugen wie jene, denen wir am Nachmittag begegnet waren. Es musste sich um ein Lager der Kurden handeln. Erschrocken blieb ich im Schatten der Fahrzeuge stehen und beobachtete sie. Doch lange hielt ich es nicht aus zwischen den Jeeps, und so beschloss ich, in einen der Wagen zu klettern. Als ich es mir auf der Rückbank bequem gemacht hatte, überkam mich mit einem Mal eine solche Müdigkeit, dass ich einschlief. Ich erwachte auch nicht, als das kurdische Lager im Morgengrauen von türkischen Einheiten angegriffen wurde. Wie das kam, kann ich mir selbst kaum erklären, denn normalerweise habe ich einen leichten Schlaf. In jener Nacht aber schlief ich so tief, als wäre ich mit meinen Kameraden

gestorben. Erst als jemand in den Jeep sprang und hektisch losfuhr, prallte ich zuerst gegen die Rückenlehne und plumpste dann nach vorn auf den Boden. Der Fahrer drehte sich kurz um und wir sahen einander mit schreckgeweiteten Augen an. Er schrie: »Was machst du in meinem Jeep?« Ich schrie zurück: »Ich habe geschlafen!«

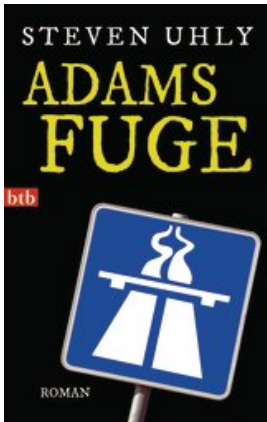
»Was?«, schrie er. Ich schrie noch lauter: »Ich habe geschlafen!« Er verdrehte die Augen und blickte mich durch den Rückspiegel an: »Ich meine, wie kommst du dazu, als türkischer Soldat in einem kurdischen Jeep zu schlafen. Spinnst du?«

»Entschuldigung, ich war müde.« Er schüttelte den Kopf und sagte: »Sei froh, dass ich keine Waffe habe.« Wir fuhren eine Weile über die holprige Straße. Ich musste mich festhalten, so schnell ging es über loses Geröll. »Wo fahren wir hin?«, fragte ich nach einer Weile. Er lachte kurz auf: »Wo möchtest du denn hin?«

»Nach Hause«, sagte ich und das war die Wahrheit, obwohl ich längst nicht mehr wusste, wo das sein sollte. Er wandte sich um und sah mir in die Augen. In seinem Blick lag etwas, das ich nicht deuten konnte. Er sagte: »Wie alt bist du, Türke?« Ich wollte ihm sagen, dass ich gar kein Türke war, dass meine Mutter Deutsche war, dass ich überhaupt nichts gegen Kurden hatte und dass ich ihn sogar nett fand, ja, dass er der erste Mensch war, der mich ganz selbstverständlich für einen Türken hielt, was ich ihm hoch anrechnete. Doch bevor ich das tun konnte, blickte ich zufällig zu Boden und sah, dass dort, halb unter dem Beifahrersitz, eine Pistole lag. Ich wollte schon wieder wegschauen, um zu sagen: »Sechszwanzig«, aber stattdessen sagte ich: »Sechszwanzig«, während ich mich nach unten beugte und die Waffe ergriff. »Hast noch keine

Ahnung vom Tod, was?«, sagte mein Fahrer und lachte kehlig, wie einer, der viel Ahnung vom Tod hatte. »Nein«, sagte ich, aber ich bin nicht sicher, ob er es noch hörte, denn es gab einen lauten Knall, als ich abdrückte.

Der Jeep hielt abrupt an, ich flog nach vorne und schlug mit dem Kopf gegen das Armaturenbrett. Wie lange wir dort wohl gemeinsam lagen, er tot und ich bewusstlos? Ich weiß es nicht, aber es war das Intimste, was ich je getan hatte. Die Sonne stand hoch am Himmel, alle Feuchtigkeit war aus der Luft gewichen, als eine Einheit der türkischen Armee den Jeep fand. Man brachte mich in ein Lazarett und ließ mich mit meiner Gehirnerschütterung allein. Aber nicht lange, denn es hatte sich herausgestellt, dass ich einen wichtigen kurdischen Anführer erschossen hatte. Drei Tage später wurde ich in einem Hubschrauber nach Ankara geflogen, in eine neue Uniform gesteckt und dem Verteidigungsminister, einem kleinen Mann mit huschenden Augen, vorgeführt. Er blinzelte mich an und heftete einen Orden an meine linke Brust, bevor er mir die Hand schüttelte und grußlos wieder verschwand. Dann ließ man mich gehen. Ich fuhr mit dem Bus, der Metro, dem Nahverkehrszug nach Hause und zeigte meinem Vater den Orden. Er gab mir eine Ohrfeige, weil ich getötet hatte, und umarmte mich anschließend, weil doch noch ein Mann aus mir geworden war. Drei Tage später wurde ich erneut ins Verteidigungsministerium bestellt. Diesmal empfing mich ein Oberst Gökdan in seinem Büro. Er war dick und freundlich. Er sagte: »Adem Öztürk, wollen Sie Ihre Mutter wiedersehen?« Ich sagte: »Ja.« Er sagte: »Sie fliegen morgen nach Deutschland. Dort besuchen Sie Ihre Mutter. Alles Weitere wird sich ergeben.« Er drückte mir einen großen Umschlag in die Hand. »Schauen Sie



Steven Uhly

Adams Fuge

Roman

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74361-2

btb

Erscheinungstermin: März 2013

Adem Öztürks Aufwachsen verläuft nicht unter den alleridealsten Umständen. Seine deutsche Mutter läuft vor dem immer fanatischer werdenden türkischen Vater davon, der an dem schwächlichen, schwachen Sohn keine rechte Freude hat. Aber beim Militärdienst in der Türkei hat Adem Glück, als er aus Versehen einen hochrangigen kurdischen Soldaten erschießt. Er wird belobigt und soll in Deutschland einen Neonazi jagen. Aber in diesem Roman ist nichts, was es scheint. Der Kurde war ein Doppelagent, der Nazi entpuppt sich als V-Mann des BND («viel rechtsradikaler als die wahren Rechtsradikalen»), die – vielen – Toten nehmen munter am weiteren Romangeschehen teil. Und wer, ja wer ist eigentlich Adem?



[Der Titel im Katalog](#)